



Ercheint täglich Nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage.

Monnentspreis
vierteljährlich für Halle und durch die Post bezogen 2 Mark.

Amtlliches Verordnungsblatt für die Stadt Halle.

Im Verlage von Reinhold Nietschmann.
Fernsprecher nach Berlin und Leipzig. Anschluß Nr. 289.

Anfertigungspreis
für die fünfspaltige Corrus-
Seite oder deren Raum 12 Pfg.

Neclamen
der dem Tageselender die drei-
gespaltene Seite oder deren
Raum 30 Pfg.

Nr. 87.

Dienstag, den 15. April 1890.

91. Jahrgang.

Die ministerielle Gegenzeichnung.

Halle, 14. April.

* Als die beiden bekannten Erlasse vom 4. Februar an den Reichstagen und an den preussischen Handelsminister über Arbeiterzuschlag ohne Gegenzeichnung erschienen, machte allein die oppositionelle Presse auf diesen Mangel aufmerksam, daß die Gegenzeichnung nachgeholt werde. Die anderen Blätter suchten durch staatsrechtliche Spitzfindigkeiten um die Sache herumzukommen und wollten namentlich nicht glauben, daß die Gegenzeichnung deshalb fehle, weil der damalige Reichskanzler und preussischer Ministerpräsident mit dem Inhalt dieser Erlasse nicht einverstanden war. Die inzwischen eingetretenen Ereignisse und die Entlassung des Fürsten Bismarck haben gezeigt, daß dieser wirklich die formelle Verantwortung für diese Erlasse nicht übernehmen wollte. Es ist eine von dem Fürsten Bismarck nach seiner Entlassung in Privatgesprächen selbst mitgeteilte Thatsache, daß er mehrfach in der Lage gewesen ist, Schriftstücke, die ihm von Kaiser zugelandet wurden, die Gegenzeichnung zu verweigern. Es gehört zu den mancherlei staatsrechtlichen Anormitäten, mit denen wir uns in den letzten Jahren haben abfinden müssen, daß Erlasse publiziert worden sind, welche die Zustimmung und daher auch die Gegenzeichnung des leitenden und verantwortlichen Ministers nicht gefunden haben. Nun macht aber die „Freisinnige Zeitung“ mit Recht darauf aufmerksam, daß eine Reihe von Erlässen erschienen sind, die der ministeriellen Gegenzeichnung entbehren, obwohl nicht anzunehmen ist, daß sachliche Gründe diese Gegenzeichnung verhindert. Es handelt sich um Erlasse, auf die der Artikel 44 der preussischen Verfassung sich bezieht: „Die Minister des Königs sind verantwortlich. Alle Regierungsakte des Königs bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Gegenzeichnung eines Ministers, welcher dadurch die Verantwortlichkeit übernimmt.“ Als solche Regierungsakte, die ungewissermaßen der Gegenzeichnung bedürftig wären, nennt die „Freisinnige Ztg.“ die Erlasse bei der Thronbesteigung des jetzigen Kaisers, die beiden Erlasse über die Verobrigung des Reichskanzlers und dessen Ernennung zum Herzog von Lauenburg und den letzten Erlaß über den Erlaß des Ministeriums. Es ist nicht nur durch die Ansichten der angehenden Staatsrechtler, sondern noch wirksamer durch die früher bis zum Regierungsantritt des jetzigen Kaisers geübte Praxis nachzuweisen, daß diese Erlasse sämtlich Regierungsakte sind, die der Gegenzeichnung eines Ministers bedürfen, und es wird Niemand bestreiten können, daß das Fehlen dieser Gegenzeichnung eine ganz neue Praxis bedeutet. Die Minister übernehmen zwar auch ohne Gegenzeichnung durch ihre Mitwirkung an den Erlässen und die Ansichten derselben die Verantwortlichkeit dafür, trotzdem muß Jeder, der die Verfassung ernst nimmt, auch auf Erfüllung der formellen Übernahme der Verantwortlichkeit durch die Gegenzeichnung bestehen, mag man auch über den praktischen Werth der Ministerverantwortlichkeit denken, wie man will. Auch der Einwand, daß keine Verhöre es wagen wird, unter Berufung auf den Art. 44 den nicht gegengezeichneten Erlässen die Gültigkeit zu bestreiten, ist nicht haltbar. Unter Kaiser Friedrich ist der Fall bekanntlich eingetreten, daß einzelne Landräthe, und zwar mit Erfolg seinen Erlaß über die Landessteuer, der nicht gegengezeichnet war, als nicht gültig behandelt haben; und die in den letzten Wochen mit so viel Interesse behandelte Frage, ob Fürst Bismarck die Herzogswürde angenommen habe, oder nicht, erledigt sich sehr einfach dadurch, daß er selbst die Verleitung dieser Würde, weil sie der Gegenzeichnung entbehre, als nicht gültig ansieht. Es liegen untrüglich bereits eine Anzahl Fälle vor, in denen Regierungsakte des Königs von Preußen abschließend ohne ministerielle Gegenzeichnung geblieben sind, obgleich diese — man denke nur an die letzten Erlasse — ohne weiteres hätte erfolgen können. Das ist kein Zufall, sondern hier soll offenbar prinzipiell eine neue Praxis eingeführt werden, durch die zum Ausdruck kommt, daß der jetzige Kaiser mehr als seine Vorgänger, persönlich und unabhängig von seinem Ministerium regiert; wie ja auch thatsächlich bereits die öffentliche Meinung sich mit dem persönlichen Regiment des Monarchen befreundet hat. Das mag eine Zeit lang gehen, auf die Dauer aber wird diese Handhabung kaum haltbar sein, ohne daß von irgend einer Seite her eine Interpellation an die Minister erfolgt und eine gesetzliche Regelung gefordert wird, da sich diese Aufassung der künftl. Nachgeborenen nicht mit dem Wortlaut der Verfassung deckt. Wahrscheinlich wird die Angelegenheit im preuß. Landtage demnächst zur Sprache kommen und so eine gesetzliche Regelung angebahnt werden.

Politische und Tages-Chronik.

Berlin, 14. April.

— Das königliche Staatsministerium hat in einer seiner letzten Sitzungen dem Beschluß der vereinigten Kreislagen von Berlin zur Erhöhung der Kirchensteuer für 1890—91 von 7 pCt. auf 10 pCt. der Klassen- und Einkommensteuer (ausschließlich der sechs untersten Stufen der Klassensteuer) die Genehmigung erteilt. Auch ist die Erklärung abgegeben, daß gegen den von der vierten ordentlichen Gesamtsynode der evangelisch-lutherischen Kirche der Provinz Schleswig-Holstein angenommenen Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Verhältnisse der Geistlichen in denjenigen Landesstellen, in welchen bänisches Kirchenrecht gilt, von Staatswegen nichts zu erinnern sei.

— Die „A. R. Corr.“ hört, der Reichskanzler von Caprivi bereite eine Denkschrift vor, welche unter die Mitglieder des Reichstages bei seinem Zusammenkommen am 6. Mai dieses Jahres verteilt werden wird. Diese wird sich über alle Theile der deutschen Colonialpolitik verbreiten und insbesondere die Mittel in Erwägung ziehen, durch welche die Stellung Deutschlands in den deutschen Interessensphären Afrikas dauernd wiedergewonnen und befestigt werden kann. Auch wird die Denkschrift dem Vernehmen nach die Beziehungen Deutschlands zu England auf colonialpolitischem Gebiete berühren.

— Die „Post“ schreibt über die zu erwartenden Militärverordnungen Folgendes:

„Bei den kommenden Gesetzesvorlagen handelt es sich in erster Linie um die völlige Umgestaltung der beiden neuen Armeekorps und die Ausgliederung aller Abnormitäten, welche bei den älteren Armeekorps durch die Aufstellung neuer entstanden sind oder sonst wo her noch bestehen. Es kommen hier die Staatsverhältnisse der Infanterie, die Vervollständigung der Feldartillerie, der Pioniere, des Trains, der Fußartillerie in Betracht. Im Reichsland sind zur Zeit noch sieben Infanterie-Bataillone hinsichtlich der Mannschaften auf dem niederen Grad. Die beiden Armeekorps in Ost- und Westpreußen haben überhaupt noch keine Infanterie-Truppenstärke auf dem hohen Grad, was im Interesse der Kriegsbereitschaft doch hier ebenso erforderlich erscheint als im Reichslande. Bei der Feldartillerie handelt es sich darum, alle fahrenden Abteilungen auf drei Batterien, alle Regimenter auf drei fahrende Abteilungen zu bringen. Eine Erziehung neuer reitender Batterien steht nicht in Aussicht, dagegen durchgehends die Bildung von Abteilungen zu zwei Batterien, wodurch es nur möglich ist, bei dem jetzigen Stande an reitenden Batterien alle Armeekorps mit reitender Artillerie auszustatten, sondern der Verband sich besser als bisher der kriegerischen Verwendung anpaßt. Die Zahl der neu zu bildenden Abteilungen bezw. Batterien der gesammten Feldartillerie kann danach leicht berechnet werden. Daß so wohl die Zahl von 100 als von 72 neuen Batterien zu hoch gegriffen ist, ergibt sich ohne Weiteres. Die Aufstellung von einem Pionier-Bataillon, zwei Train-Bataillonen, drei Fuß-Artillerie-Bataillonen nebst zwei Regiments-Verbänden der letzteren würde den Abschluß der durch die Vermehrung der Armeekorps bedingten Maßregeln ausmachen; die betreffenden Vorlagen sind unbedingt für die erste Tagung des neuen Reichstages in Aussicht. Die sonstigen Militärverordnungen, wie die Aufstellung von einem Reserve-Infanteriebataillon und einer Reserve-Gesabron in jedem Armeekorps-Bezirk und die mit der Aufbesserung der Beamtengehälter im Reich und in Preußen zusammengehörende Gehalts-erhöhung gewisser Offiziersklassen fallen vielleicht mit dem nächsten Reichshaushaltsset zusammen. Die zunächst kommenden Vorlagen schließen eine wesentliche Vermehrung der Mannschaften ab und damit eine Durchbrechung des sogenannten Septennatsgesetzes von 1887 in sich ab. Ob damit die Vereinbarungen auf längere Zeitdauer überhaupt aufgehoben werden, wie man vielfach annimmt, entzieht sich der Beurtheilung.

— Ein Telegramm aus Peking meldet den Tod des Marquis Tseng. Der Name dieses bekannten chinesischen Diplomaten, der einer sehr alten, ihren Stammesbaum bis auf Confucius zurückführenden Familie entstammte, ward in Europa zuerst i. J. 1879 genannt. Damals ward Marquis Tseng als Gesandter nach Petersburg geschickt, von dem Befehl, den von seinem Vorgänger abgeschlossenen, von der chinesischen Regierung verworfenen Vertrag über die Abtretung Kulufsho an Rußland rückgängig zu machen. Tseng entledigte sich dieser schwierigen Aufgabe mit großem Geschick. Später zum chinesischen Botschafter in Paris und London ernannt, führte er die Verhandlungen mit der französischen Regierung über Tonking; 1885 von Paris abgerufen, blieb er Gesandter

in London und Petersburg, bis er 1886 nach China zurückkehrte, wo er Mitglied des Junglu-Namens ward. Marquis Tseng ist auch literarisch thätig gewesen; er erreichte ein Alter von nur 50 Jahren.

— Der Centralvorstand des Verbandes der Gastwirths-Vereine hat eine Petition an den Minister des Innern beschloffen, in welcher gebeten wird, die vielgenannten „Trunkenboldlisten“ nur auf Städte und Dörfern mit über 5000 Seelen beschränken zu wollen, da die Befolgung dieser Verordnung in großen Städten unmöglich sei.

— **Posen, 13. April.** Zum Präsidenten der Regierung in Posen ist der Regierungsdirektor Hymly ernannt.

— **Stuttgart, 12. April.** Aus einem württembergischen Gefängnis giebt ein Journalist E. F. im „Schwäbischen Wochenblatt“ folgende Beobachtungsmethode politischer Gefangenen zur öffentlichen Kenntniß: Im Jahre 1888 wurde ich wegen Majestätsbeleidigung durch die Presse auf fünf Monaten Gefängniß verurtheilt, wovon ich drei Monate im Zellengefängniß Heilbronn abzubüßen hatte. Als ich dort eingekerkert war, wurde folgendermaßen mit mir verfahren: Der Aufseher, welcher mich einzuliefern hatte, gab mir gleich den richtigen Begriff von dem, was meine weitere, indem er mich barock anführte: „wie behst Du?“, wegen was bist Du da?“, „wie lange hast Du?“ u. s. w. Während dieses Examiniertes fuhr er mich an: „Du kümmerl, kannst Du nicht antständig hinsehen?“ und in höhmischem Tone fuhr er fort: „Guch malereise Bürtische will man schon Eure rebellische Gedanken vertheile, machst Du 'nein in's Bad.“ Ich kledete mich so rasch als möglich aus und stieg in's Bad, aber kaum war ich im Wasser, als der Aufseher ich wieder schrie: „Schnell g'macht oder ich will Dir schon Fäß' mache!“ Hierauf erhielt ich den Sträflingsanzug. Von meiner Wäsche durfte ich nicht das geringste behalten. Der gefasste Anzug war braun und weiß gestreift, angefüllt gerade so unfällig, wie der eines Zirkusflowns. Die Hosen waren mir zu kurz und glichen zwei unförmlichen Säcken, die Besäße konnte ich ihrer Länge wegen nicht zutropfen, der Kittel war mir um ca. 60 cm zu weit, als Stiefel erhielt ich 2 Futterale aus Kindsleder, welche mir fast von den Füßen fielen. Raum war ich angeleibet, als ich mich auf einen Stuhl setzen mußte und im Nu waren mir sämtliche Haare mit einer Art Hundsbürste (Haarmaschine ist der technische Ausdruck für dieses Instrument) wie abkratzt vom Kopfe geschoren. Hierauf kam ich in eine Zelle, in welcher ich bis zum nächsten Morgen bleiben mußte; dieselbe war so klein, daß ein Auf- und Abgehen unmöglich war. Das Bett war in einer dertartigen Verfassung, daß ich die ganze Nacht kein Auge schließen konnte und das Liegen gleich einer wahren Tortur. Am anderen Morgen wurde ich dem Direktor vorgeführt, wo mir eine ähnliche Behandlung, nur mit etwas mehr Höflichkeit überliefert wurde, wie Tags zuvor vom Aufseher. Ich war ganz erstaunt über die Art und Weise wie der Direktor mit mir sprach. Er sagte z. B.: „Wie kannst Du so frech sein und den Deutschen Kaiser beleidigen? was hast denn Du für Eltern gehabt? waren die auch so wie Du, daß sie Dich so schlecht erzogen haben?“ u. s. w. Der Buchhalter oder Inspektor, welcher einem die Arbeit zuweist, sagte u. A. wörtlich zu mir: „Mit was für Lumpen hast denn Du in Stuttgart verkehrt?“ Während meiner ganzen Haft wurde ich genau so wie der gemeinste Verbrecher behandelt und mußte wie jeder andere mit dem Blechschilde auf der Brust im Hof, in der Kirche u. erscheinen. Wohl zu beachten ist noch, daß ich diese Behandlung in einem Gefängniß zu erdulden hatte und nicht in einem Zuchthaus, wie es bei Herrn Boshart der Fall ist.“

— **Wien, 13. April.** Die Regierung berief die Landesräthe der hauptsächlich Industrie treibenden Kronländer zur Berathung darüber ein, ob den in Staatsanstalten beschäftigten Arbeitern der 1. Mai als Feiertag freigegeben sei. Beim hiesigen Magistrat als Gemeindeführer treffen von zahlreichen Genossenschaften und Geschäftsansuchen Anmerkungen für am 1. Mai abzuhalten die Versammlungen über gewerbliche Fragen ein. Der Magistrat erwägt jetzt, unter welchen Vorbehaltmaßregeln diese Versammlungen gerade an diesem kritischen Tage bewilligt werden können.

— **Rom, 12. April.** In Folge eines Irrthums ist Grunwald gestern nicht abgereist; er hat nebst der Polzei in seiner Wohnung geschlafen und reist erst heute ab. Es verlautet, das Ausweilungsbefehl wurde möglicher Weise demnächst zurückgenommen werden. Königlich-Preussische, welche in persönlichen Verkehr mit Grunwald standen, versichern, derselbe sei wiederholt im Auftrag des Papstes aufgefordert worden, seine Haltung zu ändern, er habe jedoch jeden Versuch der

Beeinflussung zurückgewiesen. Die gesammte liberale Presse legt die Sympathie-Rundgebungen für Grunwald fort, ebenso ihren bestigen Tadel der maßlos willkürlichen Ausweisung. Die „Tribuna“ glaubt, daß die Ausweisung dem italienischen Kredit im Ausland mehr schade, als die incriminirte Dopejche. Das Dekret, welches Scarfogli und Mercatelli aus Afrika ausweist, sei aufgehoben worden. Die „Bombarbia“ meint, die Ausweisung von Journalisten könne an der ökonomischen Krise nichts ändern, und diese lasse sich nicht leugnen. „Sole“ schreibt die Ausweisung dem jähzornigen Charakter Crispi's zu. — Heute wurde Chenard, der römische Korrespondent des „Figaro“, ausgewiesen.

Es geht das Gerücht, es stehe auch die Ausweisung des Schweizer Carru, Redakteurs des „Moniteur de Rome“, sowie weitere Ausweisungen ausländischer und strafrechtliche Verfolgung inländischer Journalisten bevor.

Rom, 13. April. Eine heute abgehaltene tausendköpfige Versammlung beschäftigt sich mit der Arbeit wegen der Ausweisung von Journalisten. Die Ausweisung von Journalisten wurden wegen Verstoßes von Anmahnungen durch Kruppen zerstreut, wobei mehrere Verhaftungen vorgenommen wurden.

Mailand, 13. April. Der ausgewiesene Korrespondent des „Figaro“, Chenard, erucht um einen Aufschub seiner Abreise; derselbe wurde jedoch nicht gewährt. Herr Chenard ist darauf sofort mit dem Koffer abgereist. — Der „Scoto“ bemerkt, die Verleumdungen der offiziellen Blätter seien glänzend durch die Korrespondenzen Grunwald's widerlegt.

Madrid, 13. April. Die internationale Konferenz zum Schutze des industriellen Eigentums hat heute ihre Beratungen geschlossen. In der nächsten Woche findet noch eine Sitzung statt zur endgültigen Feststellung des Protokolls. Von den Reichstagen der Konferenz verläutet bis jetzt noch Nichts. Die Delegirten der Konferenz werden morgen von der Königin empfangen werden.

Obwohl in Valencia die Ruhe wieder hergestellt ist, bleibt der Belagerungszustand. Die Spanier hielten während des Aufstandes die englische Fahne; sie behaupten, ihr Kloster gehöre Engländern und verlangen jetzt Schadenerlös.

Paris, 13. April. Der Prinz von Wales ist heute Vormittag hier angekommen. — Die sämtlichen diesjährigen Rekruten erhielten unter Briefvermittlung ein Bildnis des Herzogs von Orleans in militärischer Uniform mit der Widmung: „Meinen lieben Kameraden.“

Nach den Berichten der Präfecten wäre in allen französischen Kohlenrevieren am 1. Mai ein allgemeiner Streik zu erwarten.

Hg. Wermeiz, Redakteur der „Cocarde“, und seine beiden Genossen, die wegen Entwendung von Akten

im Boulanger-Prozess angeklagt waren, sind freigesprochen worden.

London, 13. April. Stanley hat bei seiner Landung in Brindisi den Ueberlieferer seines Buches: „Zwölf Jahre am Kongo“, Herrn G. Harry, Redakteur der „Independance Belge“, und einen Vertreter des „Newport Herald“ empfangen und denselben einige interessante Mittheilungen gemacht. Herr Harry gegenüber zeigte sich Stanley sehr zugeneigt. In Betreff Emin Pashas erklärte er, den Pasha nicht tabeln zu können und erwertheidigte ihn sogar gegen mehrfache Angriffe. An eine Rückkehr Emin's nach seiner Äquator-Expedition behufs Wiedererlangung derselben glaubt Stanley nicht. Das Land bei es nicht werth und die Maßregeln jetzt zurückzuschlagen, scheint unmöglich. Stanley drückte jedoch sein Vertrauen aus über die Gebietsansprüche der Deutschen, welche ganz Afrika für sich haben möchten. England werde da schon sein Kallos! dazwischen rufen. Was Tippu-Tib anbetrifft, so hält er es für denkbar, daß die Deutschen ihn aus dem Kongo-Staate in ihre Dienste herüberziehen könnten. Der Araber sei für den Meistbietenden zu haben. Die Frage sei nur, ob die Deutschen den nächsten Preis zahlen werden. Vom Brüsseler Antislaverei-Kongresse erwartet Stanley nicht viel. „Es ist immer besser als nichts, aber die Sache ist sehr schwierig. Mit Gewalt allein geht's nicht. Da müssen Sitten umgewandelt und zugleich Interessen in Acht genommen werden.“ Die Wienerwald im Samern Pasha's, der zum Kongo-Staate gehört und zu besten Durchquerung Stanley 160 Tage brauchte, verlegt er mit den Kisenwaldern am Amagone-Strome und hält ihn für so tauschwürdig, daß die ganze Welt sich um ihn mit Kaufkraft verjagen könnte. Offener scheint Stanley sich gegenüber dem Korrespondenten des „Herald“ ausgesprochen zu haben, welcher seine Unterredung in der üblichen Gesprächsform wiedergibt. Stanley sagte in der Hauptsache Folgendes:

Die Äquator-Expedition ist verloren, wenn er Stanley, aber so viel Streitkräfte zur Verfügung hätte, wie Emin besitzen habe, würde er das Land in einem Monat zurückgewinnen. Er habe Emin drei Vorklänge gemacht in seinem Lande zu bleiben und 1500 Pf. jährlich sowie eine Subsidie von 12 000 Pf. zu empfangen, oder sich nach einem anderen Theile Africas zu überführen zu lassen und dort als Gouverneur zu bleiben oder sicher aus Afrika hinausgeführt zu werden. Emin verlangte Zeit zum Ueberlegen, aber als er Stanley, nach einem Jahre wiederzukommen hätte, wäre Emin keine Gefahr der Maßregeln in Khartoum. Seine Leute lauten zu ihm: „Sehe Schmettersinge und Käfer fangen, wir brauchen keinen von Euch.“ Selbst seine Diener wollten ihm nicht gehorchen. Emin's Eintritt in deutsche Dienste sei ihm natürlich. Zehn Minuten vor seinem Untergang in Bagamoyo habe er eine sehr dankbare Rede gehalten, allein als er sich im deutschen Hospital befinde, können alle freundlichen Beziehungen aufhören und man bekam von ihm keine Antwort auf Briefe. Offenbar ist Emin engagirt worden, um zu helfen, neue Gebiete für Deutschland zu erwerben, welche dazu dienen sollen, England den Weg von der Küste nach dem Innern abzuschnitten. England und Deutschland seien allerdings überengkommen, sich nach gegenseitig vom Innern abzuschnitten; das letztere aber die Deutschen gerade thun zu wollen. Es sei richtig, daß er eine geheime Instruktion gehabt habe, Emin, wenn er es wollte, in eine andere Provinz als

Gouverneur einzuführen. Wo dürfte er aber nicht sagen. Der Plan sei mit Emin eingehend besprochen, von ihm aber abgelehnt worden und er Stanley, zweifel nicht, daß Emin keine neuen Diensthabler in diesen Plätzen annehmen habe und daß Deutschland auf Grund dieses Planes handle. Die Maßregeln der Deutschen gingen wahrhaftig nach dem Sudan, und daß der Sudan von der Äquatorialprovinz aus zu erringen und damit der Einfluß bis zur Nilmündung gewonnen werden könne, sei seine feste Ueberzeugung. Ein blutiger Krieg sei dazu nicht erforderlich, nur Energie und Geld. Drei Millionen £. St. seien hierzu mindestens notwendig, doch hätte damit nur ein „guter Mann“ zur Verfügung gemacht werden. Im Jahre 1878 habe er Sir Hubert Wood geigt, daß binnen 20 Jahren in Afrika nicht eine Quadratmeile mehr unentdeckt sein werde; in derselben Zeit werde der Kontinent nach allen Richtungen den Eisenbahnen durchkreuzt sein, wenn das nötige Geld vorhanden sei. Wenn die Deutschen ihre Pläne von Bagamoyo bauen, würden sie die ganze Peripherie über die Seen-Region erlangen und den ganzen Werth der britischen Besitzungen verlieren; nach einiger Zeit werden sie dann auch die Küste verlassen.

Es scheint, als ob Stanley den Engländern Angst vor den Deutschen machen will.

Petersburg, 12. April. Der Zar verließ dem russischen Votschalter in Konstantinopel, Westlichen Geheimen Rath Nedibon, dem Alexander Newski-Orden, und dem russischen Votschalter in Paris, Baron v. Mohrenheim, denselben Orden in Brillanten. Znowiew erhielt der Direktor des ostasiatischen Departements, Jermolow, den Alexander Newski-Orden; der Generalkonsul in Danzig, Baron Wrangell, den St. Annen-Orden; erster Klasse; der Votschaltersrath Graf Murawiew in Berlin den Stanislaus-Orden erster Klasse; der Fregattenkapitän, Marine Attaché bei der russischen Botschaft in Berlin, v. Krueger, den St. Annen-Orden zweiter Klasse; der Votschalters-Sekretär in Berlin, Joseph v. Wackerath, der Bischof von Hamburg, Wvobow, und der Bischof von Thorn, Arzjmitowitsch, den Stanislaus-Orden zweiter Klasse.

Petersburg, 13. April. Der Votschalter Graf Schuwalow ist gestern hier eingetroffen.

Konstantinopel, 13. April. Wie die „Agence de Constantinople“ meldet, hat der Sultan gestern ein Erbe erlassen, durch welches er seine oberherrliche Genehmigung zu dem zwischen dem Finanzminister und einem internationalen Consortium abgeschlossenen Uebertragungs betriebs Umwandlung der Privatlinien und Nationalen Anleihe unter der Bedingung erteilt, daß von der 5 Millionen Anleihe, welche neben derjenigen von 7 1/2 Millionen Pfund Sterling zur Umwandlung der Privatlinien vereinbart wurde, 1 1/2 Millionen mit 76, fünf mit alles Uebrig mit 75 Pct. zur Auslage gelangen sollen. Von den verbleibenden 2 1/2 Millionen sollen 2 1/2 Mill. zur Umwandlung der inneren Schuld verwendet werden und 1 Million zur Verfügung des Schatzes bleiben. Sir Edgar Vincent soll Namens der beteiligten Banquier die Bedingung angenommen haben.

Wien, 13. April. Egidio Milan hat seinen für Dieren (a. St.) beabsichtigten Besuch in Prag verlassen.

Belgrad, 13. April. Dem „Djet“ zufolge ist die Einennung des Petersburger Gelehrten Sinic zum Gelehrten in Wien und die Vertretung des Wiener Gelehrten Petronjefic nach Petersburg vollzogen.

Sofia, 13. April. Man wird sich des tiefen Eindruckes erinnern, den der während der Ausstellung in Paris

Dunkle Gestalten.

Roman von F. de Wolskoby.

„Die Zeitungen sind voll davon, in den Klubs und Salons unterläßt man sich davon und fragt sich immer wieder, ob man nicht endlich die Person ausfindig machen wird, die einen so schlechten Gebrauch von dem japanischen Dolch gemacht hat. Das ist immerwährend. Aber ich kann Ihnen die Versicherung geben, die Untersuchung nähert sich ihrem Ende.“

„Herr Darcy giebt sie auf?“
„Nein, — sie hat einen bedeutenden Schritt vorwärts gemacht. Man hat im Fragen eines Pelses von Gohlymne es klingt fast wunderbar, einen Brief entdeckt, den die dritte Gesele an ihn geschrieben hat, diese unbekannte Dritte, welche Julia getödtet hat.“

„Einen Brief — unterzeichnet?“
„Nein, aber die Handschrift ist so charakteristisch, daß man doch schließlich die Schreiberin entdecken wird. Herr Darcy zweifelt nicht daran.“

„Und der Brief ist in seinen Händen?“
„Nicht, aber in einer Stunde werde ich ihm den Brief zustellen.“

„Sie?“
„Ja, Madame, ich war so glücklich, diesen kostbaren Fund zu machen. Ich erlangte den Pelz des unwiderstehlichen Polen, der so klugen Damen so gefährlich werden könnte, in der Aktion und fand die Liebesbriefe darin. Einer von der unglücklichen Frau Crozon, einen von der Marquise de Barancos und den dritten von einer sehr distinguirten und intelligenten Dame, die alle möglichen Vorkehrungen getroffen hat, daß man ihr nicht auf die Spur ihrer geheimen Sünden kommt. Ja, ja, Madame Cambry es giebt Frauen, die es verstehen, sich mit dem Nimbus eines unschuldvollen Engels zu umgeben, über Maitresses solcher Gohlymnes tausendmal den Stab brechen und es zuletzt sind. Ja, jene anonyme Schreiberin hat nicht bedacht, daß der Zufall manchmal sehr wunderbar spielt. Wie leicht kann nun irgend Einer von denen, die jetzt das Briefchen an Gohlymne lesen, einmal ein Schriftstück von ihrer Hand gesehen haben.“

Es herrichte jetzt ein tiefes Schweigen. Gostion hörte erkannt zu, er wunderte sich, daß Pointel Madame Cambry folgen Details erzählte. Die schöne Wittve dagegen folgte dogem mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der Erzählung Pointels, hielt aber mit einer Bemerkung zurück, so daß Pointel nach einer Pause fortfuhr:
„Es ist wirklich eigentümlich, welches Drama sich seit einigen Tagen oder eigentlich seit einigen Stunden abspielt

und sich jetzt dem Ende nähert! Sehen Sie nicht den Finger Gottes in dieser unerwarteten Abgang? Man hat zwei Unschuldige verdächtigt. Da schreitet die Vorrichtung selbst ein. In der verborgenen Ecke eines Kleiderkastens findet man einen Brief, der die Schuldige bald dem Arme der Gerechtigkeit überliefern wird.“

„Wieso wissen Sie das?“
„D, das kann nur eine Frage der Zeit sein, und da die Geschichte Sie zu interessieren scheint, gestatten Sie mir, Ihnen zu erzählen, welche bizarre Idee ich daran geknüpft habe. Wofse Ideen, Chimären. Meine Embildungsstraft spielt manchmal so wunderbar.“

„Ich habe nie gedacht, daß ich die Schreiberin kenne, daß ich ihr in der besten Gesellschaft sehr oft begegnet bin. Ich habe mir weiter vorgestellt, daß sind eben solche Romanhelden, Madame, daß diese Dame eben im Begeiff stände, sich mit einem Manne zu verheirathen, den ich sehr hoch schätze. Denken Sie meine Situation. Nur ich weiß es, daß die Dame eine Mörderin ist, der künftige Mann hat keine Ahnung davon. Was müßte ich thun? Eine Frau denzieren würde ich auf keinen Fall. Aber den Bräutigam, nehmen wir an, es wäre mein Freund, müßte ich warnen, ihm Alles entdecken. Nun hat mir meine Fabrikungslust noch komplizirtere Situationen vorgemalt. Wenn der Bräutigam Untersuchungsrichter wäre und sich gerade mit der Affaire befaßte. Da würde die Mittheilung dessen, was ich weiß, die Frau doch ins Verderben stürzen und den Mann doppel, dreifach unglücklich machen, ja geradezu schänden.“

„Ich glaube, in einem solchen Falle könnte man, also ich, sich nur dadurch retten, daß man die Unglückliche, deren Ehre und Leben in Frage steht, selbst befragt, was zu thun sei.“

Darcy fragte sich, auf welche phantastische Geistesflüge sein Freund komme und warum er gerade Madame Cambry damit belästige. Sonst ist doch Pointel kein solcher Schwärmer und spricht mit den Damen doch in ganz anderem Ton. Nach mehr erlaunete er aber, als er sah, daß seine künftige Kante gar nicht befreit war, die Unterhaltung auf einen anderen Punkt zu lenken. Sie hörte mit einer so bewundernswürdigen Geduld den Erörterungen, die sie so gar nicht interessieren konnten, zu.

„Ja,“ fuhr der Hauptmann fort, „ich werde die Unvorsichtige ausfindig machen, die den Brief, den ich hier bei mir habe, an Gohlymne geschrieben.“

„Du sagtest doch eben meinem Dunkel, daß Du ihn nicht bei Dir hast,“ unterbrach ihn Gostion.

„Das ist wahr, ich sagte ihm das, aber es war ein Irrthum. Ich habe den Brief.“

Gostion machte eine Bewegung, welche ausdrücken sollte,

daß Pointel den Verlust verloren habe, aber Madame Cambry sagte jetzt mit einer mühsam unterdrückten Bewegung:

„Beenden Sie, mein Herr. Was würden Sie zu jener Unvorsichtigen sagen?“

„Ich würde ihr sagen: Madame, Ihr Schicksal ruht in meinen Händen. Von mir allein hängt es ab, Sie zu verderben oder zu schonen. Ich weiß, daß Sie schuldig sind; ich habe den Beweis dafür. Wenn ich gänzlich schweigen würde, mache ich mich zu Ihrem Mitschuldigen und beuge einem Manne gegenüber, den ich hochschätze, eine unwürdige Handlung. Ich müßte ihn von dem Abgrunde, den er nicht sieht, zurückziehen. Wenn ich Sie anzeige, tödtet ich Sie und entehre ihn, denn die Welt weiß, daß er Sie betrahen wollte. Er würde die Entscheidung vielleicht nicht überleben.“ Ich lege wohlverstanden voraus, daß diese Frau kein niedrig denkendes Geschöpf ist, daß nur eine fatale Anweisung sie das Verbrechen begehen ließ und daß sie nicht den Plan, eines Gerichtsbeamten zu betrahen, nur deshalb sagte, um etwa der Strafe zu entgehen. Ich sehe voraus, daß diese Heirath vor der Nacht des Verbrechens beschloffen war und sich dann nur keine Gelegenheit und keine Mittel fanden, zu brechen, ich setze voraus, daß sie ruhig ist und nur den Gedanken hat, das Vergangene zu sühnen.“

„Sühnen!“ sagte Madame Cambry mit traurigem Ton. „Sie sühnt schon seit Langem.“

„Ich glaube wie Sie, Madame. Ihr Leben muß sühndlich gewesen sein. Immer eine unschuldige anfragen hören, wissen, daß sie im Gefängnisse schmachtet und verurtheilt werden wird, und sie nicht entlassen können, ohne sich selbst anzuklagen, das muß eine Höllenqual sein. Und der Beweis, daß sie reuevoll ist, liegt darin, daß man sie im Grade derjenigen, die sie getödtet hat, weinen läßt und daß sie den Begräbnisplatz besahen wollte. Und wie der Mord vor sich ging ohne daß sie ihn beobachtete, kann ich mir auch ganz gut vorstellen. Ich sehe sie vor mir, aus der Loge irrend, aufgeregt, ängstlich über eine Zusammenkunft, die sie begründete. Sie zählt die Briefe, die Zahl kennt sie genau — es leigt ihr einer — sie glaubt, daß die d'Orival immer zurückbehalten hat — um eine Waffe gegen sie zu haben, — sie leigt in der Loge zurück — die d'Orival infiltrirt sich, befreit sie vielleicht — sie entzerrt ihr den Dolch — und ersticht sie.“

„Genug, genug!“ flüsterie Madame Cambry.

„Welches Verhängnis kannst Du daran finden, diese schawigen Geschichten anzuhören,“ rief Darcy. „Siehst Du nicht, wie schmerzhaft es Madame berührt?“

(Fortsetzung folgt.)

